

Was ist der Infanterist heute noch wert?

Autor(en): **Osterhold, W.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **ASMZ : Sicherheit Schweiz : Allgemeine schweizerische Militärzeitschrift**

Band (Jahr): **128 (1962)**

Heft 12

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-39908>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Psychiater als ungeeignet erklärt wurden; 2 waren Grenzfälle, und nur einen hätte der Psychiater als für die Panzer-Waffe tauglich erklärt. Von den 14 Grenzfällen des Psychologen wurden beim Psychiater 5 negativ, 5 fraglich und knapp tauglich und 4 vorbehaltlos tauglich befunden.

Daraus ergibt sich: Wenden wir die psychologische Gruppeneignungsprüfung als Voruntersuchung in der Selektion der Panzerbesatzungen an und lassen wir alle dabei Auffälligen (negative oder Grenzfälle) vom Psychiater einzeln untersuchen, so werden von 98 Rekruten 23 zu einer solchen Spezialuntersuchung geschickt. 11 davon werden in dieser Untersuchung als untauglich für die Panzer-Waffe erklärt. Umgekehrt wurden 12 Rekruten vom Psychiater als ungeeignet bezeichnet, die in der Gruppenprüfung einwandfrei durchkamen. Diese rund 12% von (psychiatrisch gesehen) mutmaßlichen Versagern wären also von der Voruntersuchung nicht erfaßt und damit auch nie dem Psychiater geschickt worden. Die Gruppenuntersuchung erfaßte also nur etwa die Hälfte der vom Psychiater als ungeeignet Bezeichneten. Um unbewußte Fälschungen zu vermeiden, besprachen sich Psychiater und Psychologe vor Abschluß der Untersuchungen nicht über die einzelnen Fälle. Nachträgliche Diskussion zeigte, daß auch der Psychologe alle 12 der von der Voruntersuchung nicht erfaßten Rekruten psychisch als mehr oder weniger auffällig taxiert hatte, jedoch vom Standpunkt der Unfallgefährdung aus, wofür die Methode ja bis jetzt eingesetzt worden war, keinen Ausschließungsgrund sah. Mehrere Fälle zeigten aber so beträchtliche psychische Störungen, daß bei Berücksichtigung des neuen Zwecks der Methode als Voruntersuchung sicher eine spezialärztliche Einzeluntersuchung angeordnet worden wäre. Die Wirkungsbreite der psychologischen Gruppeneignungsprüfung ist deshalb bei der Verwendung als Voruntersuchung als gut zu bezeichnen.

Zusammenfassend stellen wir fest:

1. Die Notwendigkeit einer psychologischen Selektion von Panzerbesatzungen kann nicht bestritten werden. In Friedenszeiten erlaubt sie uns, Ausbildungskosten zu senken und Unfälle zu vermeiden; im Kriege verhüten wir den vorzeitigen Zusammenbruch von psychisch wenig widerstandsfähigen Leuten, die an ihrem wichtigen Posten durch ihren Ausfall oder eventuelle Fehlhandlungen unverhältnismäßig schweren Schaden stiften würden.

Was ist der Infanterist heute noch wert?

Von Oberst W. Osterhold, Hammelburg

Der wirkliche Wert einer Sache und das Ansehen, das die gleiche Sache in der öffentlichen Meinung genießt, sind zweierlei Dinge. Sie sollten einander entsprechen – schon aus Gründen der Gerechtigkeit –, aber sie tun es nicht immer, und das ist dann falsch.

Wie steht es diesbezüglich mit der Infanterie? Genießt sie das Ansehen, das ihrem wahren Wert entspricht?

Wochenschauen und Fernsehreportagen bringen Bilder von Flugzeugen und Panzern, von Panzern und Flugzeugen; der Infanterist ist meist uninteressant. Interessant wird er nur dort, wo ihn zum Beispiel Herr Kuby in einer Gegenüberstellung von Falsch und Richtig in einer Sendung des Süddeutschen Fernsehens als Verkörperung der Rückständigkeit apostrophieren kann.

Aber man kann einen Journalisten wegen dieser Auffassung

2. Die Entscheidung, welche Leute für die Panzer-Truppe als ungeeignet zu bezeichnen sind, beruht auf den Erfahrungen der Militärpsychiatrie über die Bewährung von psychisch abnormen Kämpfern sowie den psychiatrischen Erfahrungen bei der Flieger-Truppe. Die Anwendung auf den Panzer ist ohne weiteres erlaubt, wenn auch einige Überlegungen hypothetisch an gestellt werden müssen.

3. Die psychiatrische Untersuchung der Panzerbesatzungen läßt sich mit geringen Mitteln sofort einführen. Wie bei den Motorfahrern seit kurzer Zeit müßten auch hier die Rekrutierten der erwähnten psychologischen Gruppeneignungsprüfung unterzogen werden, wodurch erstens eventuelle Unfallgefährdete und zweitens sonstige psychisch Auffällige in dieser Voruntersuchung erfaßt und dem Psychiater zur Einzeluntersuchung zugeführt werden könnten. Vor dem Einrücken in die Rekrutenschule müßten diese Untersuchungen abgeschlossen sein, damit ungeeignete Leute noch rechtzeitig umgeteilt werden könnten.

Wenn auch unser Material von rund 100 Rekruten statistisch keine gesicherten Ergebnisse liefern wird, so können doch die erwähnten Zahlen bestimmt als ungefähre Richtlinien angenommen werden. Wir hätten also mit etwa 20 bis 25% von einzeln zu untersuchenden Rekruten zu rechnen, und für diese 100 bis 150 Mann pro Jahr sollten wir sicher geeignete Psychiater finden, die in ihrer obligatorischen jährlichen Dienstzeit oder als zivile Experten eingesetzt werden könnten.

Vorläufig genügen für die Selektionsarbeit bei der Panzer-Truppe diese Grundlagen. Selbstverständlich werden vermehrte Erfahrungen in den nächsten Jahren erlauben, die Methode zu verbessern. Intensiver Kontakt mit ausländischen Panzer-Truppen wäre dabei von großem Wert und sollte möglichst bald aufgenommen werden.

Literatur

- E. Blickenstorfer, «Zur Psychologie der Flugzeug- und Panzerbesatzungen». ASMZ 2/1957, S. 126.
A.J. Glass et al., «United States Armed Forces Medical Journal» 1956, Vol. VII, Nr. 10, S. 1427, und Nr. 11, S. 1575.
H.-K. Knoepfel, «Ein Beitrag zum Problem der Kaderauslese», in: «Vierteljahrsschrift für schweizerische Sanitätsoffiziere» 4/1951, S. 248.
C. Müller, «Psychologische Probleme der Pilotenauswahl», in: «Vierteljahrsschrift für schweizerische Sanitätsoffiziere» 4/1951, S. 259.
C. Müller, «Die Bewährung neuroseverdächtiger Anwärter in der Pilotenschule», in: «Vierteljahrsschrift für schweizerische Sanitätsoffiziere» 1/1953, S. 39.

kaum tadeln. Er weiß es nicht besser. Pflegen doch auch Militärs den Wert von Armeen an der Zahl ihrer Panzer-Verbände zu messen.

Arme Völker bescheiden sich mit Infanterie-Verbänden. Reiche Nationen pflegen Panzer-Divisionen zu haben. Ist die Infanterie deshalb eine armselige Waffengattung?

Wer die Infanterie bewerten will, muß wissen, wozu sie gut ist.

Wer Infanterie für Aufgaben einsetzen will, denen sie nicht gewachsen ist, braucht sich nicht zu wundern, wenn sie versagt.

Daß die Fähigkeiten und die Grenzen im Können der Infanterie nicht immer voll erkannt werden, ist nicht zuletzt Schuld der Infanterie selbst oder, besser gesagt, einiger ihrer Repräsentanten. Es sind restaurative Elemente, die den Sinn einer großen Tradition verkennen. Sie lassen sich nicht von der Tradition beflügeln, sondern tragen sie wie ein Bleigewicht mit sich herum. Sie glau-



Skizze 1 Stoßkraft hat die Infanterie so viel, wie sie Unterstützung hat

ben der Sache zu dienen, wenn sie bei jeder Gelegenheit klarzumachen versuchen, daß die Infanterie wie eh und je «alles» kann. Ihre Planspiele und ihre Veröffentlichungen in der Fachpresse mindern den Kredit des Infanteristen als glaubwürdigen Gesprächspartners.

Man sollte keine Illusionen vorgaukeln, sondern auf das, was man wirklich kann, was man besser kann als alle anderen, aufmerksam machen.

Es gibt Infanteristen, die überschätzen die Möglichkeiten ihrer Waffe für eine offensive Verwendung. Man sollte sie daran erinnern, daß 1917 der Panzer nicht in einer Bierlaune erfunden wurde, sondern aus der Notwendigkeit entstand, die erstarrten Fronten aufzubrechen, nachdem die Infanterie an dieser Aufgabe gescheitert war.

Restaurative Infanteristen sprechen von der Erhaltung der Stoßkraft ihrer Waffengattung. In einer wunderlichen Auslegung der Clausewitzschen Ausführungen über «die Bedeutung der Zahl» weigern sie sich, von der «Stoßkraft» (damit meinen sie die Gewehrschützen) Männer für Unterstützungswaffen freizugeben. Sie sind eher bereit, eine mäßige «Ein-Mann-Panzerabwehr-Waffe» für die Infanterie zu akzeptieren, als einen zweiten Mann zu «opfern», um dann vielleicht wirklich etwas Ordentliches zu haben. Sie tun, als ob die Stoßkraft der Grenadiere nur von der Zahl der Stürmenden abhinge.

Daß das Gegenteil richtig sein kann, erläutert ein Beispiel aus der Arbeit der Polizei von Chicago.

Ein Verbrecher, mit einer Maschinenpistole bewaffnet, hatte sich in einem Haus verschanzt. Zehn Polizisten, gleichfalls mit Maschinenpistolen ausgerüstet, hatten das Haus umstellt und überlegten jetzt, wie man den Verbrecher überwältigen könne. Es gab zwei Vorschläge. Nach dem ersten Vorschlag sollten alle zehn gleichzeitig losstürmen, aus der Bewegung feuern und dann

in das Haus eindringen. Mit drei Mann an Verlusten hoffte man, es auf diese Weise zu schaffen.

Patrick O'Rourke, ehemals ein Infanterist im Koreakrieg, meinte dagegen: «Stoßkraft hat die Infanterie so viel, wie sie Unterstützung hat.» Und weil es keine schweren Waffen gab und überdies die Schußentfernung nur kurz war, bat er die übrigen neun Kameraden, ihm Feuerschutz zu geben. Dann ging er, von den Kameraden gedeckt, an das Haus heran und warf eine Tränengasbombe.

Der Verbrecher kam aber nicht heraus, denn er war bereits tot. Bei dem Versuch, den braven Patrick abzuschießen, hatte ihn das Schicksal ereilt. Im Feuer der Maschinenpistolen jener neun Polizisten, die das Vorgehen ihres Kameraden überwacht hatten, brach er zusammen.

Man wird entgegnen, der Sinn dieses Beispiels sei längst erkannt und, von wenigen Unbelehrbaren abgesehen, wisse man sehr wohl, wo die Stärken und Schwächen der Infanterie zu suchen seien und wo ihre Grenzen zu sehen sind. Im Angriff wolle man sie deshalb nur unter ganz besonderen Voraussetzungen verwenden, und man fährt fort: «Motorisierte Infanterie eignet sich besonders zum Angriff in Wäldern, weniger dagegen im offenen Gelände.»

Diese Aussage wird meist widerspruchslos hingenommen. Wo immer man bei Planspielen im Angriffsstreifen ein Waldstück vorfindet, da atmet man erleichtert auf: «Dem Himmel sei Dank, hier ist eine Gelegenheit, den Infanteristen etwas Gutes anzutun!», und schon wird ein motorisiertes Panzergrenadier-Bataillon zum Angriff angesetzt.

Man sollte nicht vergessen, diesem Bataillon «Auf Wiedersehen» zu sagen. Denn wie meinte doch Patrick O'Rourke aus Chicago?

«Stoßkraft hat die Infanterie so viel, wie sie Unterstützung hat!»

Nun weiß aber jeder, daß man Angriffe im Wald außerordentlich schlecht unterstützen kann. Schweres Flachfeuer fällt gänzlich aus, und Steilfeuer ist schwer deckend ins Ziel zu bringen.

Hier werden jene Offiziere, die restaurativen Gedanken nachhängen, aufstehen und sagen: «Dafür hat ja jetzt der Infanterist das Sturmgewehr. Er deckt sich selber mit Feuer.»

Darauf kann man nur antworten: «Das ist zunächst nichts weiter als eine Theorie, die durch nichts bewiesen ist.»

Es darf doch nicht vergessen werden, daß der Verteidiger auch ein «Sturm»-Gewehr hat. Automatische Waffen aber kommen ihrer Natur gemäß mehr dem Verteidiger zugute als dem Angreifer. Die Tatsache, daß diese Waffe aus einem dummen Zufall heraus «Sturm»-Gewehr genannt wurde, öffnet falschen Interpretationen Tür und Tor und verwirrt die Geister.

Es ist ein Fehlschluß, zu glauben, daß mit der Einführung des «Sturm»-Gewehres der Angriff stärker geworden sei. Der Name «Sturm»-Gewehr wurde von Menschen willkürlich festgesetzt und hat gewiß seine psychologische Berechtigung. In der Sache selbst aber trifft er daneben. «Verteidigungs»-Gewehr wäre richtiger, «automatisches» Gewehr ist die korrekte Bezeichnung.

So paradox es zunächst erscheinen mag, das Ansehen der Infanterie ist mit zunehmender Verbesserung ihrer Bewaffnung, besonders mit dem Anwachsen der Zahl der automatischen Waffen, geringer geworden. Die Infanterie hat zwar an Abwehrkraft gewonnen, an Stoßkraft dagegen hat sie verloren. Verlust an Angriffsfähigkeit aber bedeutet immer einen Verlust an Ansehen, weil allein der Angriff Entscheidungen herbeiführen kann.

Der Angriff im Wald zeigt dieses Dilemma besonders deutlich.

Am leichtesten gelang er damals, als Infanteristen mit Einzelladern und besonders mit Hieb- und Stichwaffen ins Gefecht rückten. Es war im Wald besonders einfach, an einer beliebigen Stelle eine große Überlegenheit zusammenzuziehen und den Verteidiger in eine hoffnungslose Situation zu bringen.

Zur Zeit, als Angreifer und Verteidiger über Repetiergewehre verfügten, war es nicht viel anders. Es knallte ein paarmal, und dann war der Verteidiger doch von der Übermacht überwältigt.

Als dann aber später Maschinengewehre auf beiden Seiten auftauchten, wurde der Waldangriff gnaz plötzlich verlustreich und in seinem Ausgang sehr ungewiß. Mit einer sorgfältigen, dem Angriff vorausgehenden Aufklärung versuchte man zwar, die Maschinengewehre des Verteidigers zu vermeiden; aber nicht immer gelang das.

Heute aber, zur Zeit der automatischen Gewehre, rennt jeder Waldangriff unweigerlich in lauter gut versteckte Maschinenwaffen. Was das bedeutet, kann am besten der ermessen, der vor zwanzig Jahren, als es noch ungleich einfacher war, im Wald anzugreifen hatte.

Der Ausspruch «Die Infanterie ist besonders für den Angriff im Wald geeignet!» stimmte also vor etwa hundert Jahren und hat damit Museumswert.

Man meint wahrscheinlich etwas ganz anderes, wenn man der Infanterie eine besondere Eignung hierfür nachsagt. Man meint nämlich: «Wenn sich ein Waldangriff absolut nicht vermeiden läßt, dann ist die Infanterie dran. . . Wer sollte es sonst wohl machen?»

Das ist eine harte Sprache, aber sie ist ehrlich. Sie versucht nicht, dem Waldangriff mehr Erfolgsaussichten zuzuschreiben, als es in Wirklichkeit gibt¹.

Jeder Kommandant eines motorisierten Bataillons, der in

¹ Obwohl grundsätzlich zu sagen ist, daß der Wald einseitig den Verteidiger begünstigt, gilt eine wichtige Einschränkung: «Ein zu großer Wald oder ein zu schwacher Verteidiger verkehren den Vorteil in einen Nachteil.» Das gleiche gilt für die Verteidigung von Ortschaften.

seiner Vorschrift eine solche klare Aussage liest, weiß, was ihn und seine Soldaten erwartet, wenn er den Waldangriff wählt, obwohl ihm unter Umständen die Möglichkeit offensteht, außerhalb des Waldes, von vielen schweren Waffen unterstützt, leichter zum Erfolg zu kommen. Die schweren Waffen werden dem Infanteristen die Annäherung ermöglichen. Nahe am Feind wird er sich selbst helfen, wie in unserem Beispiel aus Chicago. Um aber auf nahe Entfernung den Feind niederhalten oder niederkämpfen zu können, muß man ihn erkennen. Das ist im offenen Gelände viel leichter möglich als im Wald – bei Tage leichter möglich als bei Nacht.

Ja, auch der Angriff bei Nacht ist für die Infanterie viel schwieriger geworden.

Es ist tragisch, wenn man heute, im Jahre 1962, den Infanteristen für Nachtangriffe schulen muß, einfach weil bei Tage die eigenen Unterstützungswaffen von der feindlichen Überlegenheit zusammengeschossen werden könnten. Tragisch, weil feststeht, daß der infanteristische Nachtangriff vor dreißig Jahren hätte geübt werden sollen, denn damals hatte er ungleich bessere Chancen. Heute begünstigt das automatische Gewehr bei Nacht den Verteidiger noch mehr, als es schon bei Tage der Fall ist.

Erinnern wir uns doch! Wie war es damals?

Wenn es den Russen im letzten Krieg gelang, bei Nacht in absoluter Lautlosigkeit fünfzig Mann vor fünf deutschen Soldaten zusammenzuziehen, dann wurden diese Soldaten überrannt. Von den zehn Schüssen, die sie aus ihrem Gewehr 98 herausbrachten, gingen fünf ins Leere.

Heute ist es schwerer geworden, einen Soldaten, der bei Nacht mit einem automatischen Gewehr verteidigt, zu überrennen².

Wer bisher glaubte und vielleicht auch noch glaubt, daß «besondere Verhältnisse» einen Infanterie-Angriff besonders begünstigen, dem muß gesagt werden, daß hier ein Fehlschluß vorliegt, der wohl aus der – an sich richtigen – Erkenntnis abgeleitet ist, daß Grenadiere Spezialisten für den Kampf auf nahe und nächste Entfernung sind.

Man glaubt, weil im Wald und auch bei Nacht ideale Verhältnisse gegeben sind, die Infanterie unbemerkt auf diese kurzen Entfernungen an den Feind heranzubringen, daß damit auch ideale Verhältnisse für den Gefechtserfolg gegeben seien; aber das ist ein Irrtum.

Auf wen oder was soll der Infanterist schießen, wenn er nichts, der Verteidiger aber viel sieht?

Es ist nicht Aufgabe dieses Aufsatzes, zu zeigen, wie nun Wald- oder Nachtangriffe zu führen sind, sondern es sollen bewußt Illusionen über die Stoßkraft der Infanterie zerstört werden, dort, wo sie allein ganz auf sich allein gestellt ist.

Wir sprechen heute von Kampftruppen, weil wir erst in Verbindung von Infanterie und Panzern Kampfkraft sehen. Dabei sollte klar sein, daß im Angriff dem Panzer in den meisten Fällen die führende Rolle zukommt und der Infanterist nur unterstützt.

Ein Umstand ist es, der neben vielen anderen den Panzer für den Angriff prädestiniert und dem Infanteristen eine Hauptrolle als Verteidiger und eine Nebenrolle als Hilfswaffe der Panzer im Angriff zuweist. Dieser Umstand liegt in einer taktischen Binsenweisheit begründet: Um einen Feind möglichst risikolos schlagen zu können, soll man danach trachten, an entscheidender Stelle eine möglichst starke Überlegenheit zusammenzuziehen.

Das tun die Panzer, das versucht auch die Infanterie. Doch besteht in bezug auf ihre Möglichkeiten ein gewaltiger Unterschied zwischen beiden Waffengattungen.

² Noch die H.Dienstvorschrift 130/9 von 1940 will den Nachtangriff mit «Überrennen» lösen. «Die Gewehre sind entladen», heißt es dort.

Infanteristen lassen sich heute nicht mehr in beliebiger Konzentration gegen den Feind vorführen, sonst sorgen die Maschinenwaffen des Verteidigers sofort wieder dafür, daß es Luft gibt.

Es ist ein Irrtum, wenn im Prestigedenken befangene Infanteristen glauben, das träfe vielleicht für motorisierte Infanterie zu, Schützenpanzer-Infanterie aber lasse sich sehr wohl für den Angriff zu einer Überlegenheit massieren. Doch, daß auch sie nicht massiert werden soll, geht aus den Angriffsbreiten hervor, die unsere Vorschrift für Schützenpanzer-Infanterie angibt.

Denn auch sie ist aus eigener Kraft nicht befähigt, eine gleichartige Feindinfanterie zu werfen. Auch hier schaffen leichte Panzerung und Maschinenwaffen, die diese Panzerung durchschlagen, fast die gleiche Situation wie bei den ungepanzerten Grenadiern, wo jede Massierung sofort vom Feuer automatischer Waffen aufgelöst wird.

Am Grundsätzlichen dieser Situation ändert sich auch nichts, wenn im Moment noch die eigene 20-mm-Bewaffnung die feindliche Panzerung durchschlägt, umgekehrt aber die schwächere feindliche Bewaffnung das nicht befürchten läßt. Man braucht sich nur vorzustellen, was passiert, wenn ein Schützenpanzer-Bataillon stark konzentriert auf nur fünf 57-mm-Flab-Zwillinge auf Selbstfahrlafette bei einer Kampffernung von 2000 m aufläuft.

Anders dagegen die Panzer. Sie lassen sich viel risikoloser an entscheidender Stelle zu einer erdrückenden Überlegenheit zusammenfassen, denn die panzerbrechenden Geschosse des Feindes kommen als Einzelfeuer geflogen (jedenfalls vorläufig noch). Man kann daher im konventionellen Gefecht Panzer

konzentrieren wie vor sechzig Jahren die Infanterie. Man braucht nur noch etwas Raum zu lassen, damit der Feind Platz zum Vorbeischießen hat.

Die Unmöglichkeit, Infanterie beliebig stark zum Angriff zu konzentrieren, wurde bereits im zweiten Weltkrieg erkannt.

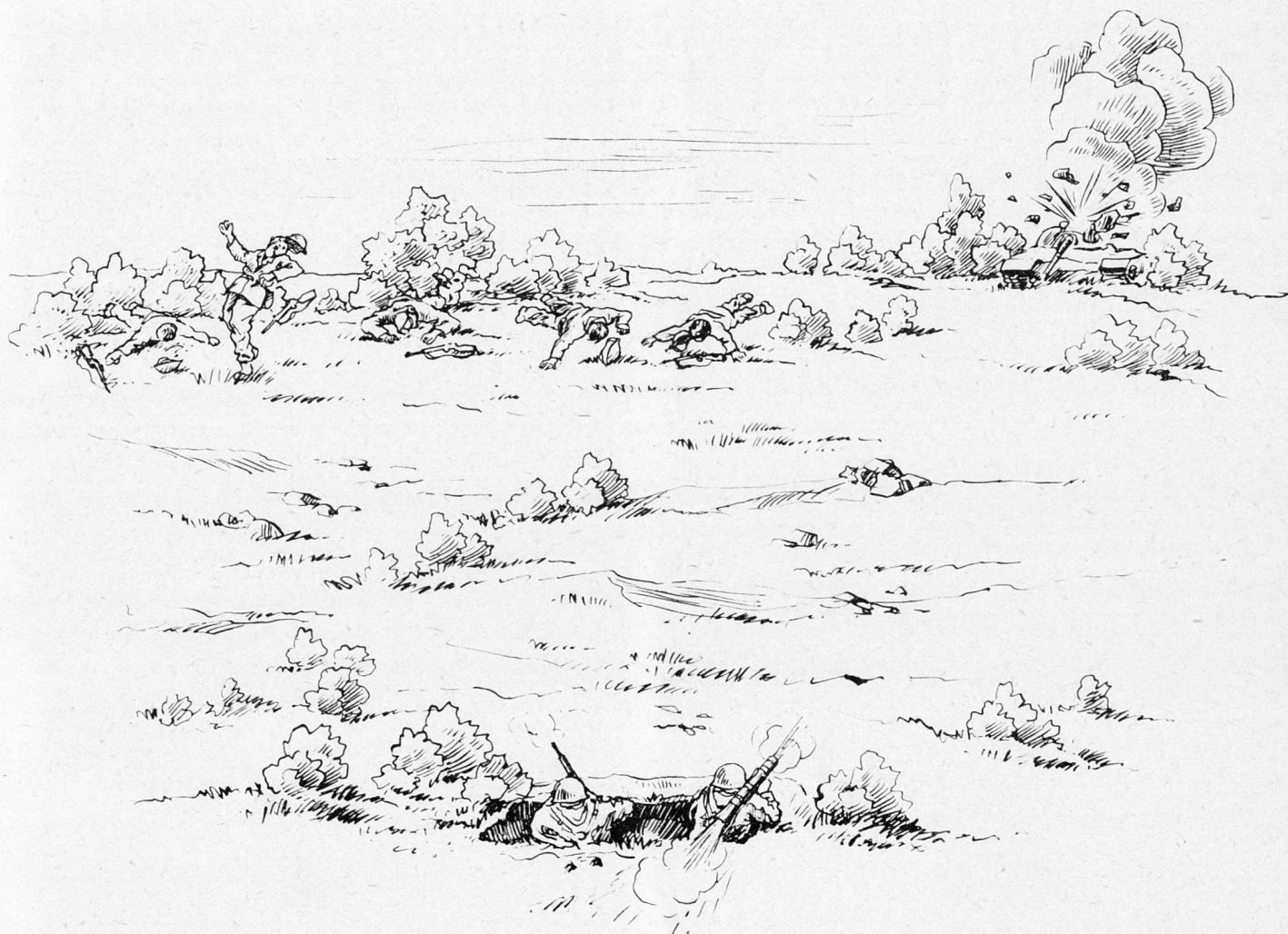
Wenn sich diese Erkenntnis nicht in den Vorschriften der Reichswehr niederschlug, dann lag das daran, daß der Reichswehr die schweren Flachfeuerwaffen fehlten, mit denen sie ihrem Infanterie-Angriff bei größerer Angriffsbreite mehr Durchschlagskraft hätte geben können. Das wiederum lag an den Bestimmungen des Versailler Vertrags.

Schwere Flachfeuerwaffen zur Unterstützung des Angriffs fehlten ebenfalls bei der Wehrmachtinfanterie.

Das lag jedoch nicht am Versailler Vertrag, sondern an dem bis zur letzten Konsequenz verfolgten Schwerpunktgedanken, der alles schwere Flachfeuer für besondere Angriffsdivisionen vorsah.

Das erklärt, warum die Vorschriften der Wehrmachtinfanterie ebenfalls noch extrem schmale Gefechtsstreifen als Mittel zur Bildung von Stoßkraft (durch eine Anhäufung von Menschen) zuließen. In der Praxis ist davon aber wenig Gebrauch gemacht worden.

Einfach weil die Bataillone oft nur Kompagniestärke hatten, kam es nicht zu unvernünftiger Massierung. Erfolgreiche Infanterie-Kommandanten wandten außerdem bei raffiniertester Zusammenarbeit mit der Artillerie mit Vorliebe das Stoßtruppfverfahren an, und sie verstanden es ferner, wer weiß, wie auch immer, etwas schweres Flachfeuer zusammenzukratzen.



Skizze 2 Die «Produktivität» der Infanterie ist stärker angewachsen als die Stoßkraft der Panzer

Unsere heutigen Vorschriften wissen, daß man Stoßkraft nicht mit einer Massierung von Infanterie auf engem Raum erreicht. Von 1955 bis 1960 ist die Breite der Gefechtsstreifen schrittweise geändert worden.

1955 TF 100/1	300 bis 800 m
1959 TF 59	400 bis 1000 m
1960 TF 60	700 bis 1000 m

Niemand wird den Verfassern unserer Vorschriften unterstellen, sie seien so naiv, zu glauben, daß man umgekehrt durch eine einfache Auflockerung des Infanterie-Angriffs Stoßkraft gewinnt. Nein, diese Zahlen entstanden als Folge der wachsenden Möglichkeit, die Grenadiere mit schwerem Flachfeuer zu unterstützen (zum Beispiel im Angriff auf ausgebaute Stellungen beim Angriffsverfahren «Grenadiere voraus!»).

Daß es keinen Sinn hat, Infanteristen im Angriff zu massieren, wird am eindeutigsten in russischen Vorschriften ausgesprochen (bis zu 2000 m Angriffsbreite). Hier ist genug Raum gegeben, einen solchen Angriff mit Unmassen schwerer Unterstützungswaffen zu begleiten. Dazu gibt es nur einen Kommentar: «Ja, wer hat, der hat.»

Infanterie braucht heute, um größere Angriffsaufgaben zu lösen, so viel an Unterstützung durch schweres Flachfeuer, daß man sich unwillkürlich fragt: Wer unterstützt eigentlich wen?

Es gibt deshalb keinen Zweifel darüber, daß in jeder großangelegten Angriffsoperation die Panzer das führende Element sein müssen und die Infanterie zur Hilfswaffe der Panzer wird; eine wichtige Hilfswaffe zwar, aber immerhin eine Hilfswaffe.

Eine Hilfswaffe genießt nur geringes Ansehen. Wen wundert es da, daß sich unter den Betroffenen einzelne in natürlicher Abwehrreaktion zum Prestigedenken verleiten lassen?

Alles Prestigedenken ist gefährlich, und ein Prestigedenken, das darauf abzielt, der Infanterie das alte Ansehen dadurch zurückzugeben, daß man ihr eine Angriffsfähigkeit nachsagt, die es nicht gibt, ist dazu noch dumm.

Die Infanterie sollte zeitgemäße Ambitionen ablegen und, was den Angriff betrifft, sich im wesentlichen damit begnügen, eine Hilfswaffe der Panzer zu sein.

Für diese Zwecke aber braucht man nur einen Teil der Infanterie-Verbände. Die Masse der Infanterie wird an anderer Stelle eine sehr wichtige Aufgabe erfüllen können. Sie kann nämlich verteidigen. Die Chance der Infanterie liegt nicht im Angriff, sie liegt in der Abwehr. Aus der pessimistischen Beurteilung ihrer Angriffsfähigkeit aus eigener Kraft ergibt sich, daß der Infanterie ein besonders hoher Kampfwert in der Verteidigung zuzusprechen ist. Wie war es doch im letzten Krieg?

80% des Heeres waren eingesetzt, um in überdehnten Verteidigungsabschnitten auf Biegen und Brechen zu halten, damit an entscheidender Stelle die Panzer-Verbände – manchmal sogar ausreichend überlegen – operieren konnten.

Panzer-Verbände sind teuer, Infanterie-Verbände sind ungleich billiger. Sie haben gegenüber früher, sofern man sie defensiv verwendet, nicht nur absolut, sondern, was viel wichtiger ist, relativ an Kampfkraft gewonnen.

Kein Volk, auch nicht ein reiches, wird sich lauter Panzer-Verbände leisten können.

Infanterie-Verbände können die Lücken füllen, wenn sie in ihrer stärksten Kampfkraft, der Verteidigung, starke Teile des Feindes binden, damit die eigenen Panzer-Verbände an entscheidender Stelle überlegen auftreten können.

Dazu braucht man eine zahlreiche, gut bewaffnete und – im Bedarfsfall – auch gut bewegliche Infanterie.

Es liegt nahe, aus dem früher Gesagten die Folgerung zu ziehen, daß solche Infanterie-Verbände ausschließlich in Wäldern

und Ortschaften verteidigen sollten, weil sie dort den größten Schutz finden und auch die größte Kampfkraft entwickeln.

Von diesen Gesichtspunkten darf man sich nun aber nicht ausschließlich leiten lassen. Es kann durchaus sein, daß ein Infanterie-Verband im Wald für den Feind uninteressant ist.

Infanterie-Verbände, zur Verteidigung eingesetzt, nutzen den eigenen Panzer-Verbänden erst dann, wenn sie Feind auf sich ziehen. Das kann in einer Waldverteidigung durchaus der Fall sein, braucht es aber nicht. Bestimmt gibt es viel offenes Gelände, das den Feind in stärkerem Maße anzieht und das zu verteidigen die Infanterie befähigt werden sollte. Dazu muß sie panzerabwehrstark sein.

Wenn Infanterie-Verbände den eigenen Panzer-Verbänden wirklich Handlungsfreiheit und Überlegenheit an entscheidender Stelle verschaffen sollen, dann muß ein Infanterie-Bataillon so panzerabwehrstark gemacht werden, daß es hundert Feindpanzer, die von einem Bataillon Artillerie unterstützt werden, in einem einigermaßen zur Abwehr günstigen Gelände abweisen kann. Das ist heute ohne weiteres möglich, aber dazu sind notwendig:

Panzergewehrgranaten:	für jeden Gewehrschützen 2
500-m-Waffen:	je Gruppe, Zugtrupp, Kompanietrupp und ähnliche Teileinheiten 1 Waffe mit 6 Schuß = etwa 60 Waffen
1000-m-Rohrwaffen:	10 bis 14 (2 Züge)
Raketen:	1 Zug

500-m-Waffen sind in der Verteidigung sogenannte Einmannwaffen. In den Angriff geht nur ein Teil dieser Waffen als Wahl-ausstattung mit. Dafür sind dann allerdings zwei Mann nötig. Der Wirkungsgrad einer 500-m-Waffe ist aber mindestens doppelt so groß wie der von zwei mitgeführten 200-m-Waffen.

Schon wegen der 1000-m-Panzerabwehr-Waffen wäre es die beste Lösung, eine schwere Flachfeuerkompanie als sechste Kompanie des Bataillons aufzustellen. Dort wären auch der 20-mm-Zug und der Raketenzug einzugliedern, so daß die bisherige fünfte Kompanie eine reinrassige Steilfeuerkompanie sein könnte, bis die technische Entwicklung es möglich macht, in dieser Kompanie den Mörser durch ein modernes Mehrzweckgeschütz zu ersetzen (Mörseritze), das sowohl im Bogenschuß wie auch im Flachfeuer wirken kann, womit die eigene Panzerabwehr erneut verstärkt würde und die wünschenswerte Tiefengliederung erreicht wäre.

Auf Raketen sollte trotz ihren bekannten Schwächen nicht verzichtet werden, denn sie haben den Vorzug, daß sie abschießen, ohne selbst ein Ziel zu bieten; sie scheinen in bezug auf eine mögliche Leistungssteigerung zukunftssträchtig.

Es muß darauf hingewiesen werden, daß mit einer solchen Bewaffnung die Infanterie-Verbände mehr sind als bloße Sperrverbände. Die gleichen Waffen können als Feuerbasis bei Angriffen mit kurz gesteckten Angriffszielen sehr wirkungsvoll sein (die Infanterie hat so viel Stoßkraft, wie sie Unterstützung hat!).

Diese Angriffsfähigkeit ist unbedingt erforderlich, weil reine Sperrverbände atomar, aber auch konventionell besonders leicht zu zerschlagen sind; überdies bedeutet jeder Gewinn an Angriffsfähigkeit einen Gewinn an Initiative.

Was soll mit den jetzigen Panzerjägern werden³? Man sollte sie aus ihrer unglücklichen Rolle als Panzerfallensteller erlösen und sie zu wirklichen Jägern machen. Dazu müssen sie

1. überlegen bewaffnet sein;
2. überlegen schnell sein;

³ Die Frage wird angeschnitten, einmal, weil Panzerjäger der Infanterie zugerechnet werden, und zum anderen, weil allgemeine Panzerabwehr-Aufgaben den Grenadieren zufallen sollten.

3. schon aus Kostengründen als ausgesprochene Schwerpunkt-
waffe angesehen werden;
4. als Schwerpunkt-*waffe* auf hoher Befehlsebene aufgehängt
sein.

Die zweite Forderung scheint die wichtigste. Praktisch be-
deutet sie, daß diese Panzerjäger-Bataillone zum mindesten «luft-
transportiert» sein müssen. Besser noch, sie werden mit Luft-
kampffahrzeugen (zum Beispiel VTOL-Flugzeugen) ausgestattet.

Solche Verbände sind auf Grund ihrer dreißigfach größeren
Geschwindigkeit den Feindpanzern in bezug auf das Vermögen,
Schwerpunkte zu bilden, haushoch überlegen.

Sie könnten am Vormittag in Norddeutschland zusammen-
gezogen werden und am Nachmittag des gleichen Tages in Süd-
deutschland einen Panzerereinbruch bereinigen.

Doch zurück zu den Grenadieren.

Zusammenfassend kann auf die Frage «Was ist der Infanterist
heute noch wert?» gesagt werden:

Er ist heute noch mehr wert als gestern; vorausgesetzt, man
weiß etwas mit ihm anzufangen. Seine Bewaffnung mit Auto-
maten und neuartigen Panzerabwehr-Waffen hat im Verein mit
neuen Erkenntnissen im Stellungsbau den Abwehreffekt moder-
ner Infanterie weit mehr anwachsen lassen, als sich im glei-
chen Zeitraum die Stoßkraft der Panzer-Verbände verstärkt hat.

Ein Mann der Wirtschaft würde sagen: «Gemessen an den
Investitionen pro Arbeitsplatz, ist der Produktivitätszuwachs bei
der Infanterie erheblich größer als bei der Panzer-Waffe.»

Wenn sich diese Tendenz fortsetzt – und viele Anzeichen
sprechen dafür –, dann wird der Panzerfeind in Zukunft gegen
solche Infanterie nur dann etwas ausrichten können, wenn er
außerordentlich stark mit Feuer unterstützt wird, viel stärker, als
das früher notwendig war.

Wenn wir unsere mechanisierten Divisionen für wuchtige
Gegenschläge freibekommen wollen – für alles andere sind sie
nämlich zu schade –, dann brauchen wir zusätzlich noch eine be-
trächtliche Zahl von Infanterie-Bataillonen mit den notwendigen
Hilfswaffen und Führungsmitteln.

Diese Infanterie-Bataillone mit einer vorwiegend defensiven
Aufgabenstellung

- eignen sich besonders als Organisationsform einer territoria-
len Verteidigung («Nach-Feierabend-Bataillone»);
- sind für das nationale Budget erschwinglich;

- haben am Aufwand gemessen eine hohe Produktivität;
- bedrohen niemanden;
- schöpfen die Wehrkraft aus, ohne die Volkswirtschaft zu
ruinieren;
- sind ein Mannschaftsreservoir für die mechanisierten Divi-
sionen;
- beteiligen das ganze Volk mehr als bisher an der Verantwor-
tung für die Landesverteidigung.

Man wird dem Verfasser dieses Artikels bestimmt vorwerfen,
er berücksichtige nicht genügend, daß solche vorwiegend statisch
kämpfende Verbände mehr als mechanisierte Truppen durch
Atomwirkung gefährdet sind und daß ihr Nutzen deshalb viel-
leicht zu hoch eingeschätzt wird.

Ja, es stimmt, daß auf atomare Aspekte wenig oder gar nicht
eingegangen ist. Das scheint bedenklich, denn ein Aufsatz unter
dem Titel «Was ist der Infanterist heute noch wert?» darf sich
nicht um die Beantwortung dieser Fragen drücken, denn «heute»,
das ist das Atomzeitalter; daran gibt es nichts zu deuteln. Doch
dazu wäre jedoch ein weiterer Artikel etwa des gleichen Umfangs
notwendig. Bis dahin muß es genügen, wenn wir feststellen:

- Im konventionellen Krieg ist Infanterie sehr viel wert.
- Im unkonventionellen oder sogenannten revolutionären Krieg
ist Infanterie schier unbezahlbar.
- Im Atomkrieg – und das erfüllt uns mit großer Bestürzung – ist
die Infanterie in ihren Feldstellungen 100 mal besser geschützt
als die Zivilbevölkerung, die es eigentlich zu schützen gilt.

Der bekannte Militärschriftsteller F.O. Mitschke meint zwar:
«Der Atomkrieg findet nicht statt», und man möchte hoffen, daß
er recht behält. Aber anstatt ihm auf das trügerische Eis von
Hypothesen und Spekulationen zu folgen, wollen wir uns heute
damit begnügen, zum Thema Atomkrieg sehr vorsichtig, aber
dennoch sehr bestimmt zu sagen:

Ein Mehr an Infanterie-Verbänden ist eine gute Sicherung
dagegen, daß man unser Land auf Grund einer Fehleinschät-
zung mit Krieg überzieht, mit einem Krieg, der sich dann aus
sich selbst heraus zum «general war», zum großen Atomkrieg,
ausweiten könnte.

Nicht schützen können diese Infanterie-Verbände allerdings
gegen Drohungen und Erpressungsversuche mit Atomwaffen.
Davor schützen entweder eigene Atomwaffen oder gute Freunde,
die solche Waffen besitzen, und noch eines: gute Nerven...

AUS AUSLÄNDISCHER MILITÄRLITERATUR

Die chinesische Theorie des Krieges

In den Heften 2 und 3/1962 der «Revue Militaire Générale»
unternimmt General Chassin den Versuch, die heute in China
gültige Theorie des Krieges darzustellen. Er geht dabei von der
Divergenz zwischen der sowjetrussischen und der chinesischen
Auffassung aus. Chruschtschew ist der Ansicht, daß der Ostblock
infolge seiner wachsenden Stärke militärische Angriffe des We-
stens nicht mehr zu fürchten brauche. Es sei deshalb möglich, den
Konflikt von der militärischen Ebene auf eine höhere Ebene zu
verlegen: Mit wirtschaftlichen und ideologischen Mitteln zuerst
die Neutralen ins eigene Lager hinüberzuziehen und anschließend
die Kapitalisten selbst zu schlagen. Er erklärte 1960 am Kongreß
von Bukarest: «Die Kameraden dürfen nicht mechanisch all das
wiederholen, was Lenin vor mehreren Jahrzehnten über den Im-
perialismus gesagt hat, und auch nicht ununterbrochen erklären,
daß Kriege mit den Imperialisten unvermeidbar seien, solange der

Sozialismus nicht auf der ganzen Welt triumphiert habe.» Es ist
dies die Haltung eines Staatsmannes, der über das ganze Arsenal
von Kernwaffen verfügt, den Selbstmordcharakter eines atoma-
ren Krieges erkannt hat und nicht wünscht, mit in den Strudel
der Vernichtung gerissen zu werden.

Die offizielle chinesische Auffassung wurde unter anderem in
einer Schrift von Jen Min Jih Pao vom 22. April 1960 zum Aus-
druck gebracht: «Der Grundsatz Lenins, *wonach der Imperialismus
die Ursache des modernen Krieges ist*, behält heute und auch in aller
Zukunft seine Gültigkeit. Solange also der Imperialismus existiert,
darf die Wachsamkeit gegenüber der Kriegsgefahr nicht nach-
lassen. Mit dieser Einstellung kämpft das chinesische Volk für den
Weltfrieden und widersetzt es sich dem imperialistischen Krieg.»

Dieser «Abwehr»-Kampf ist allerdings auch für Mao Tse-tung
vornehmlich politischer, das heißt ideologischer Natur und be-
ruht auf drei Faktoren: